



Beke Hielscher und Frank Wagner verschaffen sich einen Überblick über ein Waldgebiet im Nationalpark Sächsische Schweiz.



Wo Natur Natur sein darf

Der lange Weg zum Nationalpark

Bizarre Felsformationen, märchenhafte Bachtäler und dichte Wälder – der Nationalpark Sächsische Schweiz gehört ohne Zweifel zu den faszinierendsten Landschaften Deutschlands. Doch wie wird ein ehemaliger Wirtschaftswald wieder zur Wildnis und wie lassen sich Natur und Tourismus dabei unter einen Hut bringen?

Die beiden Fragen brennen mir auf der Seele, als ich in Hohnstein aus dem Auto steige. Beantwortet werden sie mir heute jene, die hautnah am Gestaltungsprozess beteiligt sind. Schon von Weitem winkt mir Beke Hielscher fröhlich zu. Die junge Frau leitet seit anderthalb Jahren das Referat Betrieb und Dienstleistungen des Nationalparks und koordiniert dabei die Arbeit von fünf Forstrevieren. „Gut die Hälfte meiner Arbeitszeit bin ich mit den Förstern draußen im Wald.“, erzählt sie. „Denn die Entscheidung nur vom Schreibtisch aus ist oftmals nicht die richtige.“

Einer „ihrer“ Revierleiter begleitet uns heute auf unserem Weg durch den Nationalpark. Frank Wagner ist seit vielen Jahren für das Revier Hohnstein verantwortlich und kennt hier jeden Baum beim Namen. Er zeigt auf die ansehnlichen Buchen zu unserer Linken und erzählt: „Die gehörten zu den ersten Pflanz-

aktionen, die ich hier betreut habe.“ Das war 1988. Einige Jahre später kamen dann auch Weiß-Tannen hinzu; stattliche Bäume, die früher einmal zur natürlichen Vegetation hier in der Sächsischen Schweiz gehörten.

„Unsere Wälder wurden über hunderte von Jahren wirtschaftlich geprägt“, sagt Frank. „Da wurden Baumarten angepflanzt, die in kurzer Zeit den größten Ertrag brachten. Das waren hier eben überwiegend Fichten und Kiefern.“

„Gut die Hälfte meiner Arbeitszeit bin ich mit den Förstern draußen im Wald.“

Für die Weiß-Tanne war da kein Platz. Sie wurde zurückgedrängt und ist heute in Sachsen vom Aussterben bedroht. Seit 20 Jahren versucht Frank, sie hier wieder heimisch werden zu lassen. Doch die Anfänge waren durchwachsen. Denn den Umgang

mit dieser Baumart mussten er und seine Kollegen erst wieder lernen. Welchen Boden brauchen die Bäume? Wie muss der Wasserhaushalt sein? Wie sollte der Bestand um die jungen Tannen aussehen? Das waren nur einige Fragen, vor denen die Forstleute standen. „Die meisten Jungbäume sind dem Verbiss durch Wild zum Opfer gefallen“, erinnert sich der Förster. „Nach fünf, sechs Jahren dachte ich: Bei mir hier im Revier wird das wohl nichts.“ Aber mit angepassten Strategien wurde es zusehends besser. „Wir haben die Jagd schwerpunktmäßig in die jungen Weiß-Tannen-Beständen



Der Nationalpark Sächsische Schweiz ist in verschiedene Zonen eingeteilt. Landschaftlich besonders reizvolle Gebiete wie die Bastei oder das Polenztal gehören zur Kernzone. Dort wird die Natur sich selbst überlassen. Gleiches gilt auch für den Ruhebereich der Naturzone A. Großes Ziel ist es, dass beide Bereiche zusammen mindestens drei Viertel der Nationalparkfläche ausmachen. In Naturzone B sind all jene Flächen eingeordnet, die später zum Ruhebereich werden. In diesem Pflege- oder Entwicklungsbereich greifen die Forstleute noch aktiv ein. Außerdem gibt es eine Dauerpflegezone. Wie der Name schon vermuten lässt, wird es dort eine dauerhafte Pflege geben.

gelegt", erzählt er. „Wir haben aber auch verschiedene Laubhölzer und Sträucher angepflanzt, um das Äsungsangebot zu verbessern und dadurch den Wilddruck zu verringern.“ Und er hat Geduld bewiesen. „Da darf man nicht aufgeben; muss dranbleiben und immer wieder Weiß-Tannen einbringen. Dann ist sie irgendwann kein Exot mehr“.

Wir stehen mittendrin in der Pflegezone und ich frage mich, warum Wildnis eigentlich Pflege braucht. Frank scheint meine Gedanken zu erahnen und sagt: „Natürlich würde sich die Natur den Wald auch allein zurückholen.

Doch der Mensch kann helfen, den Prozess zu beschleunigen. Und bei Arten wie der Weiß-Tanne geht es ohne uns gar nicht. Denn wir haben ja keine Altbestände, die sich von allein verjüngen könnten.“

Es gibt einen weiteren Grund, dass Beke, Frank und ihre Kollegen die Entwicklung des Nationalparks in der Pflegezone unterstützen. „Wir wollen den Wald stabiler gestalten. Wir wollen großflächige Zusammenbrüche verhindern. Und damit wollen wir letztlich die Akzeptanz des Waldumbaus in der Bevölkerung erhöhen.“ Das ging auch gut voran. Bis 2018. Dann

vermehrten sich die Borkenkäfer durch die extreme Trockenheit.

Die Insekten gab es hier schon immer. „Im Ruhebereich gehört er zur natürlichen Entwicklung dazu“, relativiert Beke. Sorgen machen ihr allerdings die nachgelagerten Bereiche, wie sie die Pflegezone nennt.

„Gerade wenn es eine enge Verzahnung zwischen Privatwald und Landeswald gibt, haben wir auch die Verpflichtung, den angrenzenden privaten Waldbesitzer so gut es geht vor den Käfern zu schützen.“

Dann greifen sie und ihre Kollegen ein, entnehmen die Bäume und versuchen zu sanieren, damit Dritte keinen Schaden nehmen.

Borkenkäfer, so habe ich mich belesen, würden sich vor allem in Monokulturen wohlfühlen. Einen Nationalpark hingegen stelle ich mir eher als undurchdringliche Wildnis vor. Jetzt will ich von meinen beiden Begleitern wissen, wie das zusammenpasst. Die Geschichte des gesamten Gebietes, sagt Beke, sei überlagert von einer jahrhundertealten Forstwirtschaft. Gerade nach den Kriegen und auch in der DDR wurde viel Holz benötigt. „Das hat zu einer Planwirtschaft mit Fichtenmonokulturen geführt. Und die sind nicht von heute auf morgen weg“, erklärt sie. „Man kann einen Wald nicht in zwanzig oder dreißig Jahren umbauen“, stimmt Frank Wagner ein. „Dazu

reicht nicht mal ein Försterleben aus. Wir können nur den Startschuss geben und dafür sorgen, dass zumindest die seltenen Baumarten gute Startbedingungen erhalten."

Das haben er und seine Kollegen auch mit aller Kraft getan. Vor allem in den Monokulturen haben die Förster in den vergangenen Jahren Schwerpunkte der Verjüngung gesetzt. Sie haben Fichten entnommen und dafür Bäume gepflanzt, die hier früher mal zuhause waren. Der Förster zeigt nach links: „Weiß-Tannen und Rot-Buchen zum Beispiel – eine gesunde Mischung eben, die als Initialzündung dienen soll."

Je mehr aber die Natur den Wald zurückerobert, umso weniger Arbeit würde für Beke, Frank und all die anderen Sachsenforstler im Nationalpark übrigbleiben, scherze ich. Beke schüttelt lachend den Kopf. „Weniger wird die Arbeit auf keinen Fall. Nur die Aufgaben verschieben sich", sagt sie. Wegepflege sei zum Beispiel so ein wichtiges Thema. „Wir sorgen dafür, dass der Wald begehbar bleibt und dass die natürliche Entwicklung in den Bereichen vorangetrieben wird, in denen das noch gewünscht ist."

Dass der Wald begehbar bleibt? Das klingt nun nicht gerade nach Wildnis, nach unberührter Natur. Beke versteht meinen fragenden Blick und erklärt: „Der Tourismus hat hier eine sehr lange Tradition. Die Gegend war schon immer Kletter- und Wandergebiet. Und vor 30 Jahren wurde dann der Nationalpark gegründet." Mit der Tradition konnten und wollten alle Beteiligten nicht brechen. Denn neben dem Naturschutz ist auch die Erholung eine

wesentliche Funktion des Waldes. Kurzum, die markierten Wanderwege sollen erhalten bleiben. Das erfordert Pflege, kommt aber direkt der gesamten Region zugute.

Die Pflegezone haben wir gerade hinter uns gelassen. Wir sind im Ruhebereich hoch oben auf einem Riff. Über den Baumwipfeln direkt zu unseren Füßen spannt sich ein Regenbogen auf. Die Weite, die Stille, die pure Schönheit der Natur raubt mir beinahe den Atem.

„Die spektakuläre Landschaft und das Prädikat Nationalpark ziehen gemeinsam Touristen an wie ein Magnet", bricht Beke die beinahe ehrfürchtige Stille. Gut drei Millionen Menschen, schätzt sie, haben im letzten Jahr den Nationalpark besucht. „Für eine sehr kleine Region

wie unseren Park mit seinen knapp 10.000 Hektar ist das eine Herausforderung", gesteht sie.

„Deshalb ist es eine unserer wichtigsten Aufgaben, den bestmöglichen Kompromiss aus Tourismus und Naturschutz zu finden.“

Das sei selten einfach. Denn Reibungspunkte gebe es immer wieder. Stark frequentierte Straßen, eine heikle Parksituation oder das Verhalten mancher Besucher seien nur einige davon.

Bevor die Forstwirtschaft den Wald für ihre Zwecke formte, waren Buchen die vorherrschende Baumart in der Sächsischen Schweiz. Und Weiß-Tannen. Die majestätischen Bäume wuchsen in kleinen Gruppen im gesamten Gebiet verstreut. Sie sollen, so schätzen Wissenschaftler heute, gut ein Viertel der Bäume im Wald ausgemacht haben. Die heute omnipräsenten Fichten kamen nur in feuchten Talschluchten vor, die Kiefern wuchsen hingegen von Natur aus fast nur auf den Felsriffen.



„Unter den vielen Gästen, die sich an die Regeln halten, gibt es leider immer wieder schwarze Schafe“, seufzt sie. „Manche verlassen die festen Wege; entfachen illegal Feuer; zelten im Nationalpark oder bedienen sich an der Pflanzenwelt. Da hinterherzubleiben, ist schwer.“

Wie schwer, davon kann Frank Kowalzik ein Lied singen. Der frühere Waldarbeiter, Baumkletterer und Zapfenpflücker steht als Ranger der Nationalparkwacht an vorderster Front, wenn es darum geht, Tourismus und Naturschutz im Alltag in Einklang zu bringen.

Frank Kowalzik und seine Kollegen nehmen an einem Projekt der tschechischen Nationalparkverwaltung teil. Über den gesamten vorderen Teil des Nationalparks sind 45 Messpunkte verteilt, die Temperatur und Feuchtigkeit aufzeichnen. Zweimal im Jahr lesen die Nationalparkwächter die Sensoren aus. Die Daten werden anschließend von Wissenschaftlern ausgewertet und sollen einen detaillierten Einblick in das Kleinklima des Nationalparks liefern.

Nachdem ich mich von Beke Hielscher und Frank Wagner verabschiedet habe, bin ich mit ihm im Polenztal unterwegs. Wir gehen entlang des Schindergrabens. Immer wieder hält mein Begleiter kurz inne. Zeigt mal zu einer unscheinbaren Blume, mal zu einem prächtigen Strauch, mal zu saftigem Grün. „Da steht der Wollige Hahnenfuß“, sagt er mit leuchtenden Augen. „Und der Bärlauch dort drüben erobert sich auch langsam sein Terrain zurück.“ Schon als Kind habe er sich gern in die Natur zurückgezogen, gesteht er mir. „Wenn ich durch den Wald gehe, ist die Wirkung auf die Seele einfach wunderbar.“

Plötzlich bleibt er stehen und deutet hinüber auf die andere Uferseite. Majestätisch reckt dort eine Gruppe Weiß-Tannen ihre Wipfel in die Höhe. „Früher habe ich etliche Stunden dort oben verbracht“, erzählt der gelernte Forstwirt stolz, der viele Jahre lang als Zapfenpflücker unterwegs war.

„Die richtig guten Bäume hatten über 600 Zapfen. Da waren wir einen halben oder sogar einen ganzen Tag in der Krone.“

Mit Steigeisen ging es hinauf. Äste entfernen und Kletterbereiche am Baum freischneiden kam für Frank und seine Kollegen nicht infrage: „Wir wollen ja keinen rasierten Baum draus machen. Das ist ja ein Nationalpark und da soll Natur auch Natur sein.“

In luftige Höhe begibt sich Frank heute nicht mehr. Aufregend ist sein Job trotzdem. „Als Nationalparkwacht betreuen wir die Besucher, organisieren Veranstaltungen und bieten Führungen an“, fasst er zusammen. „Aber auch der Artenschutz und die Jugendbildung gehören zu unseren Kernaufgaben.“ Während der Schulzeit ist er beispielsweise einen Tag in der Woche mit den Junior-Rangern im Wald unterwegs. „Wir beschäftigen uns viel mit den zeitlichen Naturabläufen“, erklärt Frank. Dabei stellt er oft ein Tier oder eine Pflanze in den Mittelpunkt der Treffen. Nistkästen aufhängen und kontrollieren, Äpfel von den Streuobstwiesen ernten und zu Saft verarbeiten oder Exkursionen in die Winterquartiere von Feldermäusen sind Highlights für die Kinder und Jugendlichen.



„Außerdem gehören hoheitliche Tätigkeiten zu unseren Tagesaufgaben.“ Im Klartext: Frank und seine Kollegen überwachen, dass sich die Besucher an die Regeln im Nationalpark halten. Dafür ist Präsenz das wichtigste Mittel: „Die Besucher müssen uns sehen. Und sie müssen uns als jemand wahrnehmen, der ein Auge darauf hat, dass die Regeln im Park eingehalten werden.“ Dafür ist er besonders oft an „Brennpunkten“ unterwegs, wie er die beliebtesten Touristenziele nennt. Hier im Polenztal zum Beispiel. Da gibt es beispielsweise jene, die den offiziellen Weg verlassen. Frank zeigt hinunter zu einem besonders malerischen, von üppiger Vegetation bewachsenen Fleckchen direkt am Ufer des Baches. „Solche Plätze sind verführerisch“, weiß er aus Erfahrung. „Ist hier aber erstmal jemand hinuntergelaufen, wirkt das wie eine Einladung. Wir können gar nicht so schnell schauen, wie aus leicht heruntergetretenem Bodenbewuchs ein rege genutzter Trampelpfad wird.“ Damit verkommt die urwüchsige Natur in wenigen Tagen zum Picknickplatz. Weitere „Missetaaten“, nach denen der Nationalparkwächter Ausschau hält, sind die Entnahme von Pflanzen und – besonders am Wochenende – auch illegales Boofen. So wird das freie Übernachten hier genannt und das ist im Nationalpark streng reglementiert. „Es gibt nur ein paar wenige zugelassene Stellen“, sagt Frank. „Dort dürfen eigentlich nur Kletterer, für die diese Stellen ursprünglich vorgesehen sind, übernachten. Natürlich ohne Feuer. Ansonsten ist es im gesamten Nationalpark verboten.“

Und wenn er jemanden „auf frischer Tat ertappt“? Dann, sagt er mir, seien eine Ermahnung und ein erklärendes Gespräch seine



Auch der Artenschutz gehört zu den Aufgaben der Nationalparkwacht. So wird beispielsweise in an den Park angrenzenden Gebieten das Überleben seltener Erdkröten gesichert. Mit Kröten-Schutzzäunen halten die Wächter die geschützten Tiere davon ab, auf der Wanderung zu ihrem Laichgewässer eine befahrene Straße zu überqueren. Den Weg in den Teich und den Rückweg auf die Wiese meistern sie stattdessen komfortabel getragen im sicheren Eimer.

wichtigsten Waffen. „Wenn sie verstanden haben, warum die Regeln hier wichtig sind, zeigen sich die meisten Besucher dann auch einsichtig und entschuldigen sich.“ Doch nicht alle. „Bei absoluten Tabus wie illegalem Übernachten oder Betreiben von illegalen Feuern und ansonsten, wenn das Gespräch nicht hilft“, sagt Frank ernst, „dann müssen wir auch schon mal den Strafblock ziehen.“

Das sind dann wohl die weniger angenehmen Situationen seines Jobs, denke ich laut und will wissen, was er lieber tut: In schwindelerregender Höhe Zapfen zu pflücken oder eine Gruppe Spaziergänger zu ermahnen, sich doch bitte an die Regeln zu halten. „Hoch oben in einer Tanne den Tag zu verbringen, ist etwas

sehr Schönes. Da ist man allein mit sich und der Welt“, sagt er. „Aber wenn ich jetzt unterwegs bin und Leute sehe, die im Park etwas Verbotenes tun, kitzelt es in mir. Da muss ich einschreiten.“

Mittlerweile haben wir wieder unseren Startpunkt in Hohnstein erreicht. Die Sächsische Schweiz, das muss ich ohne Zögern zugeben, hat einen tiefen Eindruck hinterlassen. Und nun weiß ich: Wildnis braucht neben einer Initialzündung vor allem Zeit; während Natur und Tourismus ein Spagat ist, den Menschen wie Beke, Frank und Frank tagtäglich zu perfektionieren versuchen.

von Kai Dürfeld